

Petros Markaris
Verschwörung

Ein Fall für Kostas Charitos

ROMAN

Aus dem Neugriechischen von
Michaela Prinzing

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2021 bei
Ekdoseis Keimena, Athen,
unter dem Titel <Το κίνημα της αυτοκτονίας>
Copyright © 2021 by Petros Markaris
Covermotiv: Foto von Tamar
Copyright © Tamar / Hedonistit

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
130/22/44/1
ISBN 978 3 257 07212 9

*Zum Gedenken an
Andrea Camilleri*

Ich werde alt und lerne
doch immer noch vieles dazu.
Solon

Morgendliche Besuche wecken in mir ein ungutes Gefühl, aber Stella ist ja eigentlich kein Besuch.

»Ein Herr Vlassopoulos hat angerufen und wollte Sie sprechen. Sie kennen ihn, hat er gesagt.« Sie bemerkt meinen überraschten Gesichtsausdruck und fragt lieber nach: »Stimmt das?«

»Ja, und Sie kennen ihn auch. Er war früher bei der Mordkommission. Vielleicht wissen Sie seinen Namen nicht mehr, aber bestimmt haben Sie ihn mit mir zusammen in Gikas' Büro gesehen.« Als ich ihr Vlassopoulos beschreibe, erinnert sie sich sofort.

»Klar, jetzt weiß ich es wieder. Ich rufe ihn zurück und stelle ihn zu Ihnen durch.«

Zu behaupten, dass ich mich freue, wäre gelogen. Vlassopoulos arbeitete viele Jahre unter mir und machte dann eine hässliche Scheidung durch. Als mir der letzte Vizepolizeipräsident das Leben zur Hölle machte, schlug sich Vlassopoulos auf dessen Seite in der Hoffnung, sich dadurch eine Beförderung zu sichern. Als dieser Plan nicht aufging, suchte er notgedrungen um seine Versetzung an, da wir nicht mehr gemeinsam an einer Dienststelle bleiben konnten.

Das Klingeln des Telefons unterbricht meine Erinnerung-

gen. »Guten Morgen, Herr Vizekriminaldirektor. Erinnern Sie sich noch an mich?« Seine Stimme klingt herzlich.

»Natürlich, Vlassopoulos. Wie sollte ich dich nach so vielen gemeinsamen Dienstjahren vergessen?«, antworte ich und versuche, genauso herzlich zu klingen.

Es folgen Höflichkeitsfragen zu Gesundheit und Familie in Zeiten der Pandemie, bevor wir schließlich zur Sache kommen.

»Ich bin jetzt Revierleiter in Egaleo und möchte Ihre Meinung einholen. Gestern hat in unserem Stadtteil ein Dimosthenis Begleris Selbstmord begangen. Er war um die neunzig. Heute Morgen hat uns der Arzt, der den Tod festgestellt hat, den Abschiedsbrief weitergeleitet.«

»Ist daran etwas verdächtig?«

»Unter der Unterschrift steht der Satz: ›Es lebe die Bewegung der Selbstmörder!‹ Das hat mich aufmerken lassen, und ich dachte, ich informiere Sie lieber.«

»Gibt es ein weiteres Statement oder irgendeine Andeutung im Abschiedsbrief?«

»Nein. Er begründet seinen Entschluss mit der aktuellen schwierigen Situation. Weiter nichts.«

»Wie hat er es getan?«, frage ich.

»Als ihm seine Enkelin abends das Essen brachte, hat sie ihn im Bett vorgefunden, neben ihm ein Taschenmesser. Er hat sich die Pulsadern aufgeschnitten.«

»Dann könnte doch der letzte Satz einfach ein Verzweiflungsschrei sein.«

»Ja, das ist möglich«, stimmt Vlassopoulos zu.

Jetzt, da wir in Kontakt sind, finde ich es besser, nicht gleich die Schotten dichtzumachen. »Schick mir doch den

Abschiedsbrief des Selbstmörders. Wenn ich ihn durchgelesen habe, reden wir weiter.«

»Ja, mache ich«, erwidert er, bevor wir auflegen.

Aufgrund der Pandemie sind unsere Nerven gespannt wie Drahtseile. Und der harte Lockdown belastet uns zusätzlich. Auch das Familienleben ist gerade sehr nervenaufreibend. Mein Schwiegersohn Fanis ist dagegen, dass die Kinderfrau Melpo sich weiter um den kleinen Lambros kümmert, weil er befürchtet, sie könnte das Virus aus dem Obdachlosenheim einschleppen, auch wenn sie, wie alle noch nicht geimpften Bewohner, jede Woche getestet wird. Deshalb hat meine Frau Adriani die ganztägige Betreuung unseres Enkels übernommen.

Über Lambros ärgert sie sich allerdings weniger als über dessen Eltern. Katerina versucht, ihre Fälle digital oder telefonisch weiterzubetreuen, aber alle Gerichtsverfahren sind ausgesetzt, und sie kommt nicht voran. Und Fanis ist vom Druck im Krankenhaus psychisch und physisch ausgelaugt. Wenn er nach Hause kommt, hat er kaum Lust, den Mund zum Essen aufzumachen. Fast widerwillig nimmt er kurz seinen Sohn auf den Arm. Das Ehepaar steht unter Dauerstress.

Zumindest sind Adriani, Fanis und ich bereits geimpft, nur unsere Tochter Katerina wartet noch auf den Termin.

Ich bin der Entspannteste in der ganzen Familie. Auf der Dienststelle herrscht Flaute. Es ist wie im Hochsommer, wenn kein Blatt sich regt. Anscheinend bleiben selbst Mörder während des Lockdowns zu Hause. Wenn es so weitergeht, nehmen wir bald zu Tavlibrett und Spielkarten Zuflucht, um die Dienststunden totzuschlagen.

Jeden Abend mache ich mich in der Hoffnung, dass sich die Stimmung in der Familie aufgehellt hat, auf den Weg zu meiner Tochter. Als Erstes widme ich mich meinem Enkel, der mich sehnsüchtig erwartet. Wir spielen miteinander, bis er gefüttert und ins Bett gebracht wird. Danach sind die Erwachsenen an der Reihe. Ich versuche, die Situation ein wenig aufzulockern, denn die Anspannung führt beim geringsten Anlass zu Streit und harschen Worten.

Dieses Programm wird jeden Tag durchgezogen. Adriani bringt mir außerdem immer frische Kleider von zu Hause mit, damit ich mich umziehen kann und in der Wohnung nicht in meiner Uniform herumlaufen muss.

Sissis kommt leider nie vorbei. Obwohl er geimpft ist, macht er nicht einen Schritt vors Haus. Er will im Obdachlosenheim durchgehend anwesend sein, da er befürchtet, dass die Bewohner in seiner Abwesenheit das Heim verlassen und dann das Virus einschleppen könnten. All das bringt Sissis dazu, in einer freiwilligen Quarantäne zu leben.

Stella, die mir den ausgedruckten handgeschriebenen Abschiedsbrief des Selbstmörders bringt, unterbricht meine Gedanken.

Ich bin neunzig Jahre alt. Begonnen habe ich als Tagelöhner. Ich stand morgens am Kotsia-Platz und hoffte, dass mich ein Unternehmer mit auf die Baustelle nehmen würde. Immerhin habe ich es schließlich zu einer Eigentumswohnung gebracht. Mein Leben lang war ich ein Kämpfer. Wenn ich mich heute so umschaue, dann ist der politische Kampf nur noch so etwas wie

eine Halbzeit im Fußball. Den Preis für die Pandemie bezahlen die Geschäfte, Cafés und Tavernen. Alles ist geschlossen. Wir müssen uns den letzten Bissen vom Mund absparen, aber keiner geht aus Protest auf die Straße. Zu meiner Zeit hätten wir hundert Wege gefunden, Widerstand zu leisten. Man könnte sich zum Beispiel mit einem Schild, auf dem ›Wir haben Hunger‹ steht, vor seinen geschlossenen Laden stellen. Wir hatten damals keinen Groschen. Die Leute heute haben ihr Geld für überflüssigen Luxus hinausgeworfen. Im Fernsehen zeigen sie die dramatischen Folgen, und das geht mir an die Nieren. Zuerst habe ich meine Frau verloren, dann meine Tochter. Geblieben ist mir nur meine Enkelin Janna, die mir jeden Tag einen Teller Essen bringt und ein paar Worte mit mir spricht. Es ist besser, ich schließe meine Augen für immer und finde meine Ruhe. Indem ich meinem Leben ein Ende setze, rüttle ich vielleicht ein paar Leute auf, doch noch zu kämpfen.

Liebe Janna, es ist Zeit für mich zu gehen. Sei nicht traurig. Denk daran, dass es mir jetzt besser geht. Bis dann.

Dimos Begleris

Es lebe die Bewegung der Selbstmörder!

Ich lese den Brief zweimal durch, kann aber nichts Verdächtiges oder Seltsames darin finden. Ein neunzigjähriger alleinstehender Mann, der Frau und Tochter verloren hat, beschließt, seinem Leben ein Ende zu setzen. Mit seinem

Aufruf zum Protest möchte er vermutlich den Ernst der Lage deutlich machen und seinen Entschluss bekräftigen.

Aus Angst, etwas zu übersehen, will ich mich jedoch nicht nur auf mein eigenes Urteil verlassen. Ich rufe meine Mitarbeiter zusammen und zeige ihnen Begleris' Abschiedsbrief. Sie blicken mich verdutzt an.

»Wo sehen Sie hier ein Problem?«, fragt Dermitsakis verwundert.

Ich teile ihm Vlassopoulos' Bedenken mit. Koula und Dermitsakis reagieren überrascht, als sie seinen Namen hören.

»Wo ist er jetzt?«, will Koula wissen.

»Er leitet das Revier in Egaleo.«

»Und was hat ihn hellhörig gemacht?«, wundert sich Dermitsakis.

»Der letzte Satz kam ihm verdächtig vor.«

»Kommen Sie, kann man von jemandem, der kurz davor ist, sich das Leben zu nehmen, rationales Verhalten erwarten?«, bemerkt Dervissoglou.

Im Anschluss an unsere Besprechung rufe ich Vlassopoulos an. »Alle Mitarbeiter der Mordkommission sind sich einig, dass es sich um einen letzten, verzweifelten Aufschrei von Begleris handelt, bevor er seinem Leben ein Ende gesetzt hat.«

»Na gut, dann kann ich ja sicher sein, dass ich nichts übersehen habe.«

Ich richte Vlassopoulos Grüße von Dermitsakis und Koula aus, und er verspricht, uns bei nächster Gelegenheit zu besuchen.

Um hervorzuheben, dass alles beim Alten war, sagten wir früher »Im Westen nichts Neues«. Das änderte sich mit dem Coronavirus. Heute ist nichts, wie es mal war, und die Dinge verschlechtern sich von Tag zu Tag. Wir sagen daher auch nicht mehr »Letztes Jahr war alles besser«, sondern nur noch »Gestern war alles besser«.

Bloß bei meiner Tochter zu Hause, da ist jeden Tag »alles beim Alten«. Abend für Abend hoffe ich, dass sich etwas ändert, begegne aber nur demselben reizbaren Fanis, der erschöpft aus dem Krankenhaus kommt, und meiner angespannten Tochter, die in ihrer Kanzlei eine wahre Sisyphusarbeit leistet.

Unter dieser Situation leidet vor allem ihr Sohn. Bei der kleinsten Unartigkeit werden die beiden laut und weisen Lambros zurecht, der in Tränen ausbricht. Seine Oma bringt ihn dann ins Kinderzimmer und versucht ihn zu beruhigen.

Mit diesen Gedanken klinge ich bei Katerina. Adriani öffnet mir die Tür mit Lambros auf dem Arm.

»Der Opa ist da!«, sagt sie fröhlich zu unserem Enkel und wippt mit ihm auf und ab. Zu mir sagt sie knapp: »Zieh dich um, und komm ins Kinderzimmer.«

An ihrer Miene ist abzulesen, dass auch heute wieder

»alles beim Alten« ist. Ich ziehe mich um, gehe ins Kinderzimmer und nehme ihr Lambros ab, der sich darüber sichtbar freut.

Ich setze mich mit ihm auf den Boden, um die Teile seiner Spielzeugeisenbahn zusammenzufügen, die er auseinandergenommen hat. Er liebt diese Eisenbahn. Sobald sie über die Schienen fährt, lacht er und klatscht in die Hände. Genau das tut er auch jetzt, während ich das Pfeifen der Dampflok nachahme.

»Haben sie sich wieder gestritten?«, frage ich Adriani, als sich Lambros seinem Spielzeug zuwendet.

Sie hebt verzweifelt die Hände. »Wie kann es sein, dass ein so verliebtes, harmonisch zusammenlebendes Paar ständig aufeinander herumhackt? Es ist mir ein Rätsel!«

Als die Eisenbahn stehen bleibt, beschwert sich Lambros lauthals. Während ich sie aufziehe, damit sie weiterfahren kann, kommt Katerina ins Kinderzimmer.

»Guten Abend, Papa«, sagt sie und wendet sich dann an ihre Mutter. »Lambros' Essen ist fertig. Willst du ihn füttern oder soll ich?«

»Mach du das. Ich übernehme das Abendessen.«

Wir gehen gemeinsam ins Wohnzimmer. Das Essen für Lambros steht bereits auf dem Tisch. Katerina setzt ihn in seinen Stuhl und beginnt ihn zu füttern.

Als Fanis hereinkommt, gibt er seinem Sohn einen Kuss und lässt sich danach in einen Sessel fallen. Er sieht fertig aus. Ob seine Erschöpfung körperlich oder seelisch ist, kann ich nicht sagen, wahrscheinlich beides.

Während Lambros isst, will ich kein Gespräch anfangen. Ich habe Angst, dass ihm bei einem lauten Wortwechsel der

Appetit vergeht. Zum Glück beginnt Adriani den Tisch für uns zu decken.

»Komm, wünsch uns gute Nacht, und dann ab ins Bettchen«, sagt Katerina zu Lambros, während sie ihn hochhebt. Lambros lässt sich von uns drücken und küssen, bevor ihn seine Mutter wegbringt.

Wir drei schweigen uns an. Fanis hat keine Lust auf ein Gespräch, und Adriani und ich, das alte Ehepaar, wissen auch nicht, was wir miteinander reden sollen. Adriani deckt den Tisch fertig und bringt das Lammfrikassee, das sie zubereitet hat. Wir warten auf Katerina, bevor wir uns an den Tisch setzen.

Adriani serviert das Gericht und sagt dann plötzlich: »Jetzt, da Kostas auch dabei ist, will ich eine Sache klarstellen: Wenn ihr vorhabt, euch weiter täglich zu streiten, dann nehmen wir den Kleinen besser zu uns. Er ist schon ganz durcheinander. Dieses eigentlich doch ausgeglichene Kind bricht ständig in Geschrei und Tränen aus. Wenn das so weitergeht, befürchte ich, dass er psychische Probleme bekommt, wenn er älter ist.«

Die beiden starren auf ihre Teller. Adriani wirft mir einen Blick zu, als wollte sie mich auffordern, zu übernehmen.

»Ihr seid doch sonst ein so besonnenes Paar. Was ist nur plötzlich mit euch los, dass ihr dermaßen aufeinander losgeht?«, frage ich.

Fanis hebt seinen Kopf und sieht mich an. »Du bist doch Kommissar. Kennst du den Begriff ›Grenzüberschreitung?‹«

»Ob ich den Begriff kenne? Sie ist das Motiv für mindestens die Hälfte aller Morde, mit denen ich zu tun hatte!«

»Etwas Ähnliches passiert gerade mit Katerina und mir. Wir stoßen an unsere Grenzen. Das Krankenhaus bricht unter dem Zustrom zusammen. Wir konzentrieren uns ganz auf die Coronapatienten, doch es gibt auch noch andere sehr ernste Krankheiten. Jeden Tag wird es schlimmer, und wir wissen nicht, ob und wann wir zur Normalität zurückkehren. Wenn ich nach Hause komme, muss ich mich abreagieren.«

»Und du, warum bist du so genervt?«, frage ich meine Tochter.

Katerina versucht ruhig zu bleiben. »Papa, du hast eine Anstellung im Polizeidienst mit einem festen Einkommen. Aber versetz dich mal in meine Lage. Derzeit werden keine Gerichtsverhandlungen angesetzt, und die meisten meiner Mandanten mussten ihre Tätigkeit entweder einstellen oder können sich keinen Anwalt mehr leisten. Obwohl ich mir das Büro mit Mania teile, fallen jeden Monat Miete und Gehalt der Sekretärin an, ganz abgesehen davon, dass ich zu unserem Haushalt keinen einzigen Euro beitrage. Ich habe keine Ahnung, wann meine Kanzlei die Arbeit wieder aufnimmt und ich meinen beruflichen und familiären Verpflichtungen wieder nachkommen kann. Also frage ich dich: Wie soll ich da nicht an meine Grenzen kommen?«

»Und was war der Grund für euren Streit heute? Das Krankenhaus oder die Kanzlei?« Fanis und Katerina blicken sich an, dann müssen sie plötzlich lachen.

»Der Selbstmord«, sagt Fanis und lacht immer noch.

»Der Selbstmord?«, frage ich und bin mir nicht sicher, ob ich richtig gehört habe.

»Katerina wird es dir erklären.«

»Als ich heute mein Facebook-Profil geöffnet habe, bin ich zufällig auf den Abschiedsbrief eines alten Mannes gestoßen, der sich umgebracht hat.« In mir steigt eine böse Ahnung auf, aber ich halte mich zurück und unterbreche sie nicht. »Der Selbstmörder schrieb, er habe sein Leben lang gekämpft, und es tue ihm weh, dass sich heutzutage keiner mehr auflehne oder protestiere. Am Ende stand, er hoffe, dass durch seinen Tod vielleicht ein paar Leute aus dieser Lethargie erwachen.« Sie macht eine Pause, in der sie tief Luft holt. »Als ich das Fanis erzählt habe, hat er sich furchtbar aufgeregt und meinte, die Tage eines Neunzigjährigen seien sowieso gezählt. Doch wenn sich Leute durch seinen Brief zum Widerstand ermuntern ließen, würden die Coronazahlen mit Sicherheit weitersteigen, und das Gesundheitssystem würde zusammenbrechen. Ich habe ihm daraufhin Gefühllosigkeit vorgeworfen.« Sie stützt den Kopf in beide Hände und lächelt.

»Hiß der Selbstmörder vielleicht Dimos?«, frage ich.

»Ich glaube, ja«, erwidert Katerina. Sie holt ihr Handy aus ihrer Jackentasche und beginnt zu suchen. »Dimos Begleris«, sagt sie kurz darauf.

»Und der Brief endet mit dem Satz ›Es lebe die Bewegung der Selbstmörder?‹«

»Ja, stimmt, hast du ihn auch gelesen?«, will sie von mir wissen.

»Ein früherer Mitarbeiter hat mir den Brief geschickt. Der letzte Satz hat ihn stutzig gemacht.«

»Und, was meinst du?«

»Nichts weiter. Wir kamen in der Mordkommission zum

Schluss, dass es sich wohl um ein letztes verzweifeltes Aufbäumen handelt.«

»Selbstmord ist doch auch nur eine weitere Grenzüberschreitung«, fügt Fanis hinzu.

Adriani bekreuzigt sich. »Gott behüte! Da kommt ja noch Schreckliches auf uns zu«, bemerkt sie.

»Adriani hat recht. Und genau deshalb müssen wir einen kühlen Kopf bewahren und uns gegenseitig unterstützen«, sage ich.

Das weitere Essen verläuft in geregelten Bahnen, und wir unterhalten uns gelöst. Doch mich lässt die Frage nicht los, wie der Brief seinen Weg in die sozialen Medien gefunden hat. Es könnte natürlich sein, dass seine Enkelin ihn gepostet hat.

»Die Stimmung hat sich anscheinend beruhigt«, sage ich auf dem Nachhauseweg zu Adriani.

»Na hoffentlich bleibt es so. Du kannst dir nicht vorstellen, wie nervenaufreibend es ist, wenn du förmlich darauf wartest, dass gleich nach Fanis' Ankunft die Streiterei losgeht. Und wenn da bei mir schon die Nerven blank liegen, wie soll dann ein zweijähriges Kind damit umgehen?«

Als wir zu Hause sind, blicke ich auf die Uhr. In einer Viertelstunde beginnen die Abendnachrichten. Die Verbreitung von Begleris' Abschiedsbrief hat eine unerklärliche Unruhe in mir ausgelöst, und falls sich in der Zwischenzeit doch etwas Neues ergeben hat, muss ich das unbedingt wissen.

»Ich schaue mir noch die Nachrichten an«, sage ich.

»Ich habe meine Dosis Corona-Elend für heute Abend

gehabt. Eine zweite kann ich nicht gebrauchen«, antwortet Adriani und geht ins Schlafzimmer.

Der Abschiedsbrief wird unmittelbar nach den Coronanews eingeblendet, und ich beglückwünsche mich zu meinem guten Instinkt.

In letzter Zeit ist es in Mode gekommen, für jedes Thema einen Experten einzuladen, der den Zuschauern eine tief-schürfende Analyse liefert. In Begleris' Fall kommt ein Psychiater zu Wort, der eine Menge Erklärungen parat hat und schließlich eine Diagnose stellt, die schon am Esstisch gefallen ist: Verzweiflung.

Die eigentliche Überraschung kommt jedoch zum Schluss. Die Handelsverbände haben angekündigt, dass sie morgen gegen den Lockdown protestieren wollen. Unglaublich, aber wahr: Begleris hat es tatsächlich geschafft, die Menschen mit seinem Selbstmord zu mobilisieren.

Ich schalte den Fernseher aus und gehe ins Bad, um mich auszuziehen. Als ich ins Schlafzimmer komme, schläft Adriani bereits tief und fest.